

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

22 Kapitel.

Behrens fand das Gartentürchen unverschlossen und trat ein. Auch die Haustür war offen, und er gelangte unbehelligt bis in das Vorhaus, in dem dicke Läufer seine Schritte dämpften. Er suchte unter den Türen. Aber als er eben den Drücker der einen fassen wollte, griff von hinten ein Mensch, der, von ihm unbemerkt, herbeigeeilt war, an seine Schulter.

Es war Prokop, der, obgleich gealtert, in seinem Wesen völlig der alte geblieben war: ein glattrasierter, stummer Mann, hinter dessen nichtssagenden Zügen sich viel Wissen verbarg, die Areatur eines anderen.

„Was wollen Sie?“ fragte Prokop barsch. „Wer sind Sie?“

Behrens maß ihn mit unverhohlener Verachtung. „Wer sind Sie?“ gab er zurück, und in seiner Stimme war ein Bohn, der glühte.

„Ich bin der Diener dieses Hauses,“ antwortete Prokop kurz.

Behrens zerrte ihn mit einer schnellen Wendung in das Licht eines Fensters. „Lassen Sie sich anschauen,“ flüsterte er beschlend, „ich will Ihnen sagen, wer Sie sind!“

Die beiden standen sich eine Weile drohend gegenüber, Prokop blaß und von einer unbestimmten Furcht gelähmt, Behrens, dessen Bohn schon wieder verdraucht war, lächelnd.

„Soll ich es Ihnen sagen, wer und was Sie sind?“ fragte Behrens.

„Was suchen Sie hier?“ stammelte der andere.

„Nur eines: einen ehrlichen Menschen! . . . Sie sind dieser Mensch nicht, — schon lange sind Sie es nicht mehr, wenn Sie es vielleicht auch einmal waren! . . . Nun geben Sie den Weg frei! Marsch!“

Mit einer Kraft, die ihm niemand zugetraut hätte, schleuberte Behrens den Diener beiseite, schritt schnell die Treppe hinauf, öffnete, ohne anzuklopfen, eine Tür und trat ein.

In einem Fenster, ihm nur das Profil ihres Gesichtes zutwendend, saß eine Frau. Er erkannte sie sofort, denn der Zeit schien es nicht gelungen zu sein, ihr etwas anzuhängen. Nur etwas schmal war ihr Gesicht geworden und sehr blaß sah es aus.

Ein kleines, etwa achtjähriges Mädchen, das auf dem Teppich kniete und Bücher und Spielzeug vor sich liegen hatte, stieß einen halblauten Schrei des Schreckens aus.

„Du,“ sagte die Frau, wie sich von ihren Gedanken vermindert lösend, „Du . . .“

Zugleich wandte sich das Gesicht der Tür zu, erblickte den Mann, der regungslos auf der Schwelle stand, starrte

ihn eine lange Zeit stumm an, stand dann zögernd auf, machte drei Schritte auf ihn zu, erkannte ihn nun endgültig und griff sich mit beiden Händen an die Schläfen.

So standen sie sich mehrere Minuten, ohne sich zu rühren, gegenüber.

„Herbert,“ rief endlich Lucie, wie nach überwundenem Schrecken, „du —?“

„Ja,“ antwortete er, „ich . . .“

Das Kind weinte leise, denn es schien zu spüren, daß etwas Unheimliches in der Luft lag. Die Mutter nahm es bei der Hand und führte es in das angrenzende Zimmer.

„Du, geh zur Minna, sie soll mit dir in den Garten gehen! Folge!“

Sie kam wieder zurück, und er stand noch an derselben Stelle. „Was willst du, Herbert,“ fragte sie, „mein Mann ist nicht hier . . .“

„Deshalb, weil er nicht hier ist, bin ich gekommen.“

„Was willst du?“

„Dich,“ sagte er langsam und feierlich, „dich.“

„Mich?“

Er ging auf sie zu, nahm ihre Hand und sah ihr in die Augen. „Hast du mich nicht erwartet?“

„Schon lange?“

„Ja,“ sagte sie leise, „ich habe dich erwartet.“

„Schon seit Jahren . . .“

„Seit Jahren?“ Sein Mund verzog sich zu einem grimmi- gen Schmerz. „Warum nicht schon immer?“

Sie sah zu Boden. „Es war ein Irrtum, Herbert,“

sagte sie mit einer Härte, die sich gegen sie selbst richtete, „ein großer Irrtum . . .“

Er umfaßte sie mit seinen Blicken und wußte mit einem Mal, wie tief er sie noch liebte. Nein, er hatte nicht zuviel um sie getan, es gab überhaupt kein Zuviel, das er an ihr tun konnte, und es machte ihn unermesslich glücklich, daß er fühlte, wie groß und rein und selbstlos seine Liebe geworden war.

„Lucie!“ rief er ihr zu.

„Ja?“ gab sie schattenhaft zurück. „Was willst du von mir?“

„Daß du dein Wort einlösest,“ sagte er streng.

„Mein Wort?“

„Dein Wort aus jenen Tagen, — hast du es vergessen, vergißt du deine Worte so leicht?“

Sie wurde rot und ihre Augen bekamen etwas flackerndes.

„Weißt du nicht, daß ich — seine Frau bin?“

„Was tut das?“

„Was das tut —?“

Er kniff die Lippen heftig zusammen, als werde es ihm nur schwer, sie wieder zu öffnen. „Ich verlange es, daß du meine Frau wirst. Ich habe ein Recht, das zu verlangen. Und ich werde mein Recht durchsetzen, glaub mir!“

„Wie?“ fragte sie erstaunt.

„Weißt du, daß ihr ruiniert seid,“ gab er zur Antwort, „bettelarm, du und dein Mann?“

„Nein,“ sagte sie und zuckte plötzlich auf.
 „Sein Geld ist weg, das deine ist es und das vieler anderer auch. . . Der Zusammenbruch wird über Nacht kommen. Ich kann dir die Stunde sagen.“
 Ihre Augen wollten ihn verschlingen. „Du, — du bist — ein . . . Scheusal,“ flüsterte sie.
 „Ich will mein Recht,“ sagte er kalt.
 „Und du, — du sprichst von — Reue, Verzeihung und . . .“
 „Hast du jemals davon gesprochen?“
 Sie wandte sich ab. „Geh, geh,“ befahl sie ihm drohend.
 „Ja, ich gehe. Aber ehe ich es tue, befehle ich dir, über eines nachzudenken: ob du ein Recht hast, einen Menschen, der für dich gelitten hat, zu betrügen! . . . Darüber denke nach! Und ich sage dir: das Unrecht, das du mir antust, soll über dein Kind kommen! Hörst du? Ueber dein Kind!“
 „Geh,“ rief sie stöhnend, „geh!“
 Und plötzlich war es Nacht um sie.
 Als sie wieder zu sich kam, merkte sie, daß Du an ihrer Seite war und sie am Arm zerrte.
 Sie zog das Kind in ihre Arme und drückte es so heftig, daß es aufschrie.
 „Du,“ schluchzte sie, „Du . . .“
 Jäh erschrak sie zugleich und blickte auf, um zu sehen, ob er noch da sei.
 Aber er war fort.
 Da trug sie das Kind auf die Ottomane und warf sich vor ihm nieder.
 „Du, Du!“ schrie sie laut und angstvoll.

23. Kapitel.

Es war schon Abend geworden, die Uhr zeigte die achte Stunde an.

Reisner war in eine Bar getreten, und goß rasch hintereinander zwei, drei Cognacs hinunter. Die Hand zitterte ihm vor Nervosität. Er warf eine halb ausgerauchte Zigarette fort und zündete sich sogleich eine neue an. Dann zahlte er und warf die Tür hinter sich zu. „In die Tiergartenstraße!“ herrschte er seinen Chauffeur an, der erschrocken antwortete.

Es war nun das dritte Mal, daß er bei Frau von Marisch vorzufahren gedachte. Zweimal schon war er abgewiesen worden, ohne jede andere Begründung als die, daß die gnädige Frau krank sei.

Der Wagen fuhr schnell dahin und näherte sich seinem Ziel. Reisner klopfte das Herz. Ihm war, als gebe er sich eine Galgenfrist, während er jetzt den Chauffeur anwies, erst noch ein wenig, etwa zehn Minuten, einige Umwege zu machen.

Gott, warum war er doch so erregt? Fürchtete er, daß sie nein sagen könnte?

Er dachte den Gedanken nicht zu Ende, weil es einfach unmöglich war, daß sie ablehnte. Er wiederholte sich alles, was er ihr zu sagen gedachte. Daß diese eine Sache, diese große, einzige und letzte, bombensicher war und viel, viel Geld bringen würde. Bringen mußte! Denn tat sie das nicht, dann — — —

Nein, daran wollte er nicht denken, — an diese Möglichkeit nicht! Aber sagen wollte er ihr schließlich, wenn nichts verdingt, auch dies. Daß er dann verloren war, ruiniert, ein Bettler. Und daß dann auch sie soviel verlor, daß es sie furchtbar schwer treffen würde. Und daß doch alles das gar nicht nötig war. Daß sie nur noch einmal ihre Unterschrift geben müsse, dieses letzte und entscheidende Mal. Und daß dann alles besser, gut, ganz gut würde!

Mit einem Knack hielt der Wagen an. Reisner sah erschreckt auf.

Richtig, da war er ja. Noch einmal erbehte er. Dann sprang er mit einem verzweifelten Knack aus dem Wagen, lächelte verzerrt und trat in das Haus.

Er läutete, er läutete einmal, zweimal, und das Mädchen kam und sah ihn unpertinent an.

„Die gnädige Frau,“ sagte er hastig, „schnell!“
 Sie zuckte mit den Schultern.

Er stampfte mit den Füßen. „Ich muß sie sprechen! Unbedingt! Es ist sehr, sehr dringend!“

Sie zuckte ein zweites Mal mit den Schultern und kostete setne Angst aus.

„Wo ist sie?“ Ichrie er sie an.

„Ich bedauere,“ sagte sie und zog die Worte schadenstroph hin, „die gnädige Frau ist seit einer Stunde verreist.“

„Sind Sie verrückt,“ brüllte er sie an, denn er war außer sich, „wohin verreist?“

Das Mädchen tat beleidigt. „Ich verbitte mir diesen Ton,“ sagte sie höhnisch. „Im übrigen habe ich Ihnen zu sagen, daß die gnädige Frau Sie nicht mehr empfangen will. Alles Nähere würden Sie noch erfahren.“

„Was,“ murmelte er, „sie ist wirklich verreist?“

Das Mädchen nickte heftig. „Vor einer Stunde. Auf mehrere Wochen.“

Er war leichenblau geworden und versetzte ihr einen Stoß vor die Brust, so daß sie mit einem Aufschrei zurücktaumelte und ihn den Weg freigab.

Er drang in die Zimmer ein, in das erste, zweite, bis in das letzte, ihr Schlafzimmer nicht ausgenommen, und überall stöberte er herum, sah unter die Möbel, riß die Vorhänge zurück, schleuderte Sachen zu Boden, — kurz, gebärdete sich wie toll.

Schließlich hielt er sich an einem Stuhl fest, da er warten wollte: die Wohnung war vollkommen leer, niemand war da, sie hatte sie verlassen. . .

Plötzlich sah er sich wieder dem entsetzten Mädchen gegenüber. Seine Stimme wurde weinerlich und flehend. Er gab ihr zwanzig Mark. „Ich bitte Sie,“ sagte er atemlos, „wo ist sie? Ist es wahr? Ich flehe Sie an, verschweigen Sie mir nicht die Wahrheit: ist sie wirklich verreist?“

Das Mädchen schwieg.

Da zog er erneut die Börse. „Sagen Sie es mir,“ flehte er, „wohin?“

„Ich bedauere,“ höhnte das Mädchen und warf ihm die zwanzig Mark vor die Füße, „die gnädige Frau hat nichts gesagt. . . Und ich bitte Sie, verlassen Sie jetzt die Wohnung, sonst hole ich die Polizei!“

Das Wort traf ihn hart, mitten ins Gesicht, wie ein Faustschlag.

Atemlos wandte er zu seinem Wagen. Er stieg ein. „In meine Wohnung,“ befahl er schwach.

Die Gedanken kreisten angstvoll in ihm, und je mehr Mühe er sich gab, sie zu ordnen, um so verwirrter wurden sie.

War das der Zusammenbruch?

Ja. Und das in einem Moment, da er eine rettende, feste Planke schon fast in seinen Händen gehalten hatte.

Nun war es vorbei. Endgültig. Denn morgen war der Tag, an dem er ihre Unterschrift vorzulegen hatte. Morgen und sonst nie mehr. Und er hatte sie nicht. Dieses elende Weib würde sich nicht mehr bliden lassen!

Eine grenzenlose Wut stieg in ihm empor, ein Haß, für den es keine Worte gab.

Was tat er ihr nur an? Was konnte er ihr antun?

Nichts. Er versank, versank mit den Seinen, und sie blieb oben. Und wenn sie ihn einmal auf der Straße traf, dann blickte sie verächtlich zur Seite. Was blieb er noch für sie? Ein entlassener Sträfling.

Er ballte die Fäuste, er schäumte.

Ach, es durfte nicht sein! Er war kein Werkzeug, das man wegwarf. Es mußte etwas geben, das er ihr antun konnte, — es mußte!

Er sann und sann. . .

Wenn ich morgen früh die Unterschrift nicht bringe, ist es aus, dachte er. Morgen früh, . . . wenn ich sie nicht bringe. . .

Wenn er sie aber doch brächte?!

Die Unterschrift!

Wenn auch nicht die ihre, eine, irgend eine, — eine Unterschrift, die nur ihren Namen trüge?!

Wenn — — —?!

Der Gedanke hatte sich in sein Bewußtsein eingeschlichen, wie ein Dieb nachts in ein Zimmer einschleicht: lautlos, geduckt, bereit, sofort bei dem geringsten Geräusch zu entweichen.

Er wurde zornig und trieb ihn hinaus.

Fort mit dir, schrie er, fort, fort!

Doch der Gedanke kam wieder. Er war ebenso behende und stiel, wie er scheu war, schlang sich in irgend ein Gehäß des Gehirns hinauf und grinst ihm von dieser sicheren Stelle herab an: höhnisch und doch zugleich lodend, und sagte: Was immer geschehen mag, du triffst auch sie! Irge- wie triffst du sie, die dich verraten hat! Und ganz fallen kann sie dich auch nicht lassen, wenn sie es erfährt, denn

ste ist zu eng, zu kompromittierend mit dir verbunden! Mut, du Tor! Bist du ein Schwächling? Wo ist deine Stärke?
Eins süße Schwäche überkam ihn, so daß er sich zurück-
lehnen mußte, um Atem zu schöpfen.

Er zog den Atem tief ein, — oh, wie wohl das tat!
Nein, es konnte mit ihm noch nicht vorbei sein. War
ihm nicht schon so viel gelungen? Er mußte sich nur dies-
mal zusammennehmen, alle Kräfte anspannen, Ueber-
menschliches leisten!

Ach, er fühlte wieder die alte Kraft in seinen Gliedern,
sie durchströmte ihn, pockte gierig durch sein Blut, machte
ihn so leicht, daß er vermeinte, schweben zu können, sich
in die Höhe zu heben, hoch empor, über alle Welt. . .

Ja, es würde gelingen. Nur wenige Wochen waren
nötig. Dann trat er vor sie hin und sagte: So. Dies habe
ich getan, dies zu tun, zwangst du mich. Es ist gelungen.
Hier ist der Erfolg. Nimm zurück, was dir gehört, laß
uns in Frieden scheiden!

Er hatte ein so maßloses Verlangen nach Frieden, nach
Frieden mit ihr, mit seiner Frau, mit allen seinen Feinden,
— mit der ganzen Welt!

Und allen denen, die Ursache hatten, ihn zu hassen,
wollte er zeigen, wie sehr sie ihn verkannt hatten. Gutes
wollte er ihnen tun. So viel Gutes! Allen! —

Der Wagen hielt, und der Chauffeur öffnete ihm die
Tür. Reissner sprang ab, leicht, froh, lächelnd. Er eilte
das Haus hinauf und gab Prokop, der ihm etwas sagen
wollte, das Zeichen, sich zu entfernen.

Und er stürzte in sein Zimmer. . .
Die Dämmerung schied sich eben an, in Finsternis
überzugehen. Reissner trat eilig an seinen Schreibtisch, um
dort das elektrische Licht einzuschalten.

Da hörte er ein Geräusch und stützte. „Ist jemand
hier?“ fragte er.

Dort, wo die Chaiselongue stand, richtete sich eine Ge-
stalt auf, langsam und schweigend. Reissner erkannte nur
die dunklen Umrisse eines Mannes. Noch immer zögerte er,
Licht zu machen. „Ist jemand hier?“ fragte er noch ein-
mal.

„Ja,“ sagte eine Stimme.
Reissner zog die Hand, die nach dem Schalter gegriffen
hatte, wieder zurück. Wo hatte er doch diese Stimme schon
gehört? Er wurde mit einem Mal unruhig, eine wilde
Verzweiflung bohrte sich in ihn ein, dieselbe, die ihn wäh-
rend der Heimfahrt gewürgt hatte, nur dumpfer, unbe-
stimmter, angstvoller. „Wer ist da?“ fragte er gepreßten
Tones.

„Herrmann Reissner, — ich!“
„Wer?“ fragte Reissner und hielt sich am Schreibtisch
krampfhaft fest.

„Dein Freund Herrmann Reissner, dein alter Freund,
— kennst du ihn nicht mehr?“
Die Stimme klang scharf, durchdringend und doch kalt,
so, als käme sie von einem Toten.

„Sche ich Gespenster?“ dachte Reissner und zerrte an
seinem Hemdkragen. „So nennen Sie doch Ihren Namen,“
sagte er stotternd.

„Meinen Namen? Passen Sie auf, Herrmann Reissner,
passen Sie gut auf! Ich bin — —“

„Wer?“
„Herbert Behrens!“

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Camphausen

In seinem 100. Geburtstag, 8. Februar.

Die Aelteren unter dem lebenden Geschlechte erinnern sich gar
wohl der großen Volkstümlichkeit, deren sich der Maler Wilhelm
Camphausen so um 1880 herum erfreute. Er war ein Düsseldorfer
und nach seiner Kunst- und Lebensfreude ein echtes Kind des Rhein-
landes. In seiner Jugend konnte er noch Alfred Rethel nahe treten
und von ihm die erste Unterweisung im Zeichnen empfangen. Dann
bezog er, erst 16 Jahre alt, die Düsseldorfer Akademie, wo Sölk
und Schadow seine Lehrer wurden. Die Düsseldorfer Malerei stand
damals im Zeichen der bekannten Blüthenzeit des Spätromantik, deren
Barn sich auch Camphausen nicht entziehen konnte. Als Husar hatte
er während seines Dienstjahres Freude an Hof und Reiter ge-
wonnen, und so wandte er sich der Schlachtenmalerei zu, aber
dazumal durfte ein Schlachtenmaler, der etwas auf sich hielt, nur
Kämpfern der Vergangenheit seinen Pinsel widmen, und so malte
Camphausen tapfer die Soldaten Tillys und Gustav Adolfs, später
aber, vielleicht von der Bekirre Scotts, vielleicht außer auch nur

durch die berühmten riesigen Reiterbüffel, die der Maler Benke sich
hatte bauen lassen, angezogen, hauptsächlich Cromwell und seine
Puritaner. Das alles liebte aber, wie natürlich, im ganzen recht
hohe Schöpfungen mit einem theatralischen Zuge, gestellte Trachten-
bilder, in denen kein lebendiger Anteil des Künstlers sichtbar wurde.
Das änderte sich erst, als er etwa seit 1850 sich entschloß den
vaterländischen und besonders den preussischen Kämpfen zuwandte.
Schon hatte durch Menzel der alte Fritz in der Kunst seine Auf-
erhebung gefeiert — jetzt führte ihn Camphausen auch in die Malerei
des jungpreussischen Düsseldorf ein und mehrere von seinen Frie-
drichsbildern, wie der König an der Leiche Schwerins und besonders
die Parade in Potsdam, sind sehr bekannt und beliebt geworden.
Hieran schlossen sich Camphausens Reiterbildnisse preussischer Felder-
und Jäger, die zuletzt — jedoch ohne Monumentalstil zu erreichen
— sich in größtes Format ausdehnten. Noch heute kann man seine
Reiterporträts vom Großen Kurfürsten oder von Wilhelm I. mit
seinem Paladine in Stichen oder Abbildungen vielerorts finden.
Endlich lernte der Schlachtenmaler auch wirkliche Schlachten kennen,
indem er in den Jahren 1864 und 1866 als, wie es damals hieß,
„Kriegszeichner“ im Hauptquartiere die Feldzüge mitmachte. Seine
Erfahrungen im dänischen Kriege hat er in dem Buche „Der Maler
auf dem Kriegsschauplatz“ in Wort und Bild sehr hübsch geschildert.
Die Bilder, die aus diesen Erfahrungen hervorgingen, wie z. B.
besonders „Düppel nach dem Sturm“, fanden dem gehobenen poli-
tisch-nationalen Gesefühle der Zeit entgegen und fanden dabei
freundliche Aufnahme. Bezeichnend ist aber, daß sich Camphausens
Werte in Photographien oder Stichen immer besser ausnehmen als
in den Originalen. Denn er verstand gar wohl ein Bild zu machen
es übersichtlich und wirkungsvoll aufzubauen, es in den Einzelheiten
reich zu gestalten und doch fest zusammenzuhalten — aber er ver-
stand es nicht, es als geschlossene koloristische Einheit zu entwickeln,
und darum hastet seinen Werken allen in der Farbe etwas Trübe
und Unglaubwürdiges an. Das Stärkste an seiner Begabung war
im Grunde das Illustrative. Als Zeichner ist er etwa
auf die Linie Anton Werner zu stellen; er ist gesund,
tätig, klar; auch fehlte es ihm bei gegebener Gelegenheit nicht
an Phantasie und Humor, am vortheilhaftesten wohl in seinen
Zeichnungen für die von ihm mitbegründeten „Düsseldorfer Monats-
hefte“ zur Wirkung kommt. Ueberhaupt hat Camphausen im Düssel-
dorfer Kunst- und Gesellschaftsleben eine hervorragende, ja führende
Rolle gespielt. Er hatte von den Kriegen her Beziehungen zu
hohen Persönlichkeiten, hatte Fühlung mit der Literatur, besaß
reiche gesellige Talente und führte ein gastliches, von heiterem
Leben erfülltes Haus. Dazu war er eins der ältesten Mitglieder
des „Malkassens“, dessen küniglicher Geschichtsschreiber er in der
„Chronica de rebus Malcastaniensibus“ geworden ist. Sein im
Jahre 1885 erfolgter Tod wurde daher in Düsseldorf mit Recht
als ein großer Verlust empfunden.

Aus der „Etappe“.

Von Unteroff. Theo Benz.

Also nun bin ich richtig in der Etappe.
Als nämlich neulich der Kommandeur durch die Stellung ging,
fragte er einen Posten, wo die letzten feindlichen Gräben hin-
gegangen seien; da zeigte der gelassen mit der Pfeifenspiße über die
Schulter und sagte: „In die Etappe.“ Da meinte er die zweite
Linie, mit dem Befehlsstand des Kommandeurs.

Dort sitze ich nun auch als Telephonist beim hohen Stabe.
Ein gemüthlicher Krieg, so in der „Etappe“!
Manchmal scheint es mir zwar, als ob alle Pfeifenspißen da
vor mir nach der „Etappe“ gerichtet seien, aber das hat mir noch
nichts geschadet, und so bin ich mit diesem „Druck“ nach jahre-
langem Postenstehen ganz zufrieden.

Jetzt kann ich wenigstens sitzen, habe meist ein dichtes Dach
über dem Kopfe, Feuer im Dofchen und, nicht zu vergessen, in der
Pfeife; auch wohl zu geistiger Erfrischung einen Schauerroman
zur Hand.

Mein Freund Karl guckt mir beim Lesen dann immer über
die Schulter, was ich gar nicht ausstehen kann, und fragt regel-
mäßig so bei Seite 5: „No, sin e re schon viel gestorive?“ Das
ist, glaube ich, sein einziger Witz. Als ihn gestern einer wohl-
meinend fragte: „Nun, Karl, wie ist's?“ sagte er: „... egal“.
Nun, daß so einer keine Ahnung davon hat, daß ein richtiges Buch
Pfeffer und Salz haben muß, ist ja klar.

Was meinst du wohl zu „Quo vadis“? „Ben Hur“ oder auch
nur zu einem „Diethelm von Buchenbad“? Nun, da staunst du
vielleicht!

Dies diese Sorte aber nicht beim Nachtdienst, denn wenn du
auch behauptest, keine Gespenster zu sehen, so überhörst du doch
sicher jeden Anruf am Fernsprecher; und wenn du dann mit dem
alten Ausreden: „Ja, Herr Leutnant, dann muß wohl der Appa-
rat ausgehen“ oder „Die Erdleitung ist nicht in Ordnung“ noch
nicht recht Bescheid weißt — dann ade Etappe!

Ach, die Erdleitungen! Wenn man das Fenster zumacht,
reißen sie ab, ohne daß du es merkst, oder sie liegen zu nahe an-
einander, oder zu trocken. Das „Leiten“ tut ja eigentlich das Was-
ser, im Boden.

Daß Wasser dabei sein muß, wußte die M. G. D. neulich
auch, welche sich da an unsere Sprechstelle angeschlossen hatte,

im übrigen aber herrschte über das Wesen elektrischer Ströme Schein's keine völlige Klarheit bei ihr. Man konnte sie nämlich trotz allen „Drillens“ nicht verstehen. Ist denn eure Erleuchtung in „Ordnung“? sprac eine nach dem andern in den Sprechtrüger. Es half nichts. Endlich machte sich einer von uns — weil wir vom Stab doch alles besser verstehen — auf den Weg, um zu ergründen, wo es fehle. Da fand er dann die Erleuchtung in einer Konserndbüchse, mit Lehm und Wasser gefüllt, stecken, die sorgsam unter den Tisch auf den Holzfußboden gestellt war.

August vom „Bautrup“ wollte neulich „Summer“ einstellen. Dazu schaltet man die Apparate nacheinander an eine kurzgeschlossene Batterie und dreht eine Schraube so lange, bis der Summer den richtigen Ton gibt. Nun, August drehte verzweifelt, von den Apparaten gab aber keiner auch nur einen Laut von sich. Es war schrecklich, alle übrigen schönen Apparate kaputt, vielleicht vom Regen, vielleicht vom Wagengeratter beim Umzug? Endlich sagte Karl: „Geh einmal weg mit deinen ungeladenen Fingern!“ Machte den Batteriekasten auf und fand darin statt drei unserer guten Feldelemente ein Paar wollene Strümpfe.

Ja, so geht's einem in der Clappe!

Bühertisch.

Unterseeboot und Flugzeug. Die wachsamten Augen spähen unermüdet die Wasseroberfläche im englischen Kanal ab, denn in dieser sonst so belebten Gegend war naturgemäß die feindliche Gegenwirkung immer sehr eozig und stets müssen die Kommandanten der U-Boote auf das überraschende Auftauchen eines Gegners gefaßt sein. Da bemerkt man auch schon ein in nächster Nähe eilends heranrühendes Flugboot, an dessen breiten Tragflächen die französischen Farben herabgleuchten. Für alle Fälle läßt der U-Boot-Kommandant das Maschinengewehr in Bereitschaft setzen und der Flieger, als er bis auf 300 Meter heran war, wird unter Schnellfeuer genommen. Die Hagelsticht den Stahlvogel unprasselnden Schüsse zwingen ihn, eilends zum Abdrehen, aber noch gibt der Franzose das Rennen nicht auf, sondern versucht in einigen weiteren Umläufen seine Bomben abzuwerfen. Dabei erhielt er einige guttührende Treffer, so daß er schwerfällig unter merklichem Tiefersinken nach Norden abzieht. In der Hitze des Gefechts hat man auf dem U-Boot gar nicht gemerkt, daß von dort ein großer englischer Zerstörer in höchster Geschwindigkeit heraneilt. In dem flüchtete der leidenschaftliche Beobachter. Das U-Boot zog indessen vor, einer weiteren Auseinandersetzung mit der englisch-französischen Schwehr-Entente aus dem Wege zu gehen, um seine Kreuzfahrt fortzusetzen, die mit dem höchsten Medalat von beinahe zwei Tausend versenkten Schiffen ihren Abschluß finden konnte. Diese Artikel finden wir in den beiden erschienenen Heften 159—162 von Dongs illustrierter Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914—17 in Wort und Bild“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57, wöchentlich ein Heft zum Preise von 35 Pfennig) neben anderen Beiträgen wie „Mineralegen“, „Der Fall des Monte Simone“, „Aus Livland“, „Schmäh- und Spitznamen der Völker im Kriege“, „Meldehund“, „Kriegszoologie“, „Die neuesten Nachrichten vom Gafkreuzer „Secadler“, „Krieg und Wetter“, „Der Dienst des Bahnschmiedes“ und andere mehr. Alle diese Artikel sind von Fachleuten verfaßt, zu deren besseren Verständnis reichlich Bilder und Karten beigezeichnet sind.

Hans Raithel, Männertreu. Eine Bauerngeschichte. Umschlag- und Einbandzeichnung von Wilhelm Schulz. Preis gebunden 3.50 Mark, gebunden 5.50 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Hans Raithel's Bauerngeschichten aus dem oberfränkischen Land haben diesen frischen und klaren Dichter einen Preis von bewundernden Freunden geschaffen, der, wenn es nach Verdienst ginge, größer sein müßte, als er bis heute ist. Die Handlung des neuen Buches ist wieder sehr schlicht. Es ist die hübsch ausgedachte Geschichte eines Bauernmädchens, das der reiche Großvater, der „Herrle“, durch allerhand bauernschlaue Ränke und Mänke von seinem Liebsten trennt, um es einem wohlhabenden Besitzersohn zur Frau zu geben, und das sich dann schließlich auf allerhand Umwegen den treulos gewordenen Schatz wieder erobert. Was diesem Werke die besondere Färbung gibt, ist die in ihrer völlig absichtslosen Annuit doppelt wirkende Schalkhaftigkeit, in dieser Humor von — der Vergleich läßt sich nicht umgehen — wahrhaft Gottfried Keller'scher Prägung, der deutschen Menschen dies schöne Buch so nahe bringen muß und wird, wie nicht viel von dem, was heutzutage geschrieben wird.

Cola Montez, Schauspiel in 3 Akten von Adolf Paul, Verlag Albert Langen, München. — Nicht die Lola Montez Ludwigs I. von Bayern, nicht die kluge, geistvolle und ziellos leidenschaftliche Freundin des Monarchen, die in so manchen Erzählungen und Romanen von sich erzählt, ist es, die Paul hier zeichnet, sondern die spanische Tänzerin, die sich in einen politischen Verbannenen leidenschaftlich verliebt. Man entreizt ihr den Geliebten, benützt indirekt sie selbst zum Werkzeug seines Unterganges. Ein tragisches Geschick Paul versucht zu erklären, wie Lola Montez die Frau wurde, die dem männlichen Geschlechte Rache schenkt, die nur darauf aus war zu betören, anzubeten, die Männer zu betäuben, um sie dann doppelt zu demütigen. Die Handlung ist

geschickt aufgebaut, der Dialog flüssig, leicht und spannend. Es fehlt nicht an Höhepunkten, aber es ist ein Stück, das von der Darstellerin der Lola alles verlangt, was an Leidenschaft, Unberechenbarkeit, Raffinement und Ravität ausgedoten werden kann. Lola ist Figur, dominiert himmelhoch, alles andere, was darum herum ist, bleibt Schablonen, Follie. Die Bühnenvirklichkeit wird daher sich von Fall zu Fall entscheiden um so mehr als dieses Schauspiel stets den Einbruch des Epischen einbauen hinterlassen wird. Einmal mit Sicherheit zu sagen: Adolf Paul, der geistvolle Verfasser so mancher Komödie, so manchen Schauspiels, hat mit dieser Lola Montez ein Werk geschaffen, das sich seinen früheren ruhig an die Seite stellen kann.

Der Tärmer (Kriegsausgabe), Herausgeber J. G. Frhr. v. Grottkuh. Vierteljährlich (6 Hefte) 5 Mark, Einzelheft 90 Pfg. Probeheft portofrei (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). — Aus dem Inhalt des ersten Februarheftes: Noch lebt der Mittelstand. Von M. A. T. — Friedensschluß. Von Hans von Rablenberg. — Vergessene! Von J. Spier-Prwing. — Mathias Erberger, ein Kalauer der Weltgeschichte. Von J. G. Frhr. v. Grottkuh. — Der Wert der heutigen öffentlichen Meinung. — Volksrechte für Deutschland! — Fünfzig Jahre Neelan. Von R. St. — Aus der Kunstgeschichte der Technik. Von R. St. — Tärmer's Tagebuch: Der Krieg. — Auf der Warte. — Kunstbeilage.

Das große Bauernsterben. Der Roman eines Volkes von Joseph Aug. Bur. Verlag Grethlein & Co. G. m. b. H. in Leipzig. — Der Roman entwirrt ein vielgestaltiges, dramatisch bewegtes, packendes Bild von Landschaften, Menschen und Schicksalen, kraftvoll und anschaulich gezeichnet wie ein Meißnerholzschnitt. Vergangenes wird darin lebendig als Gegenwärtiges, das den Akt vertieft und den verborgenen Sinn dieser Schollenmenschen, dieser kunstreichen Städte und Orte, dieser heimlichen Dinge und Ueberlieferungen deutet. Das Buch gibt auch mit seiner Schilderung des Bauernkrieges interessante Parallelen zu dem gewaltigen Gegenwartskrieg.

Hochland, Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Professor Karl Müllh. Jos. Köfeler'sche Buchhandlung, Rempten und München. Vierteljährlich 4.50 Mark. Das Januarheft enthält u. a.: „Meibere und innere Kämpfe.“ Von Medizinalrat Dr. J. Grahl. — „Friedrich Wilhelm IV. und die großen Entscheidungen der deutschen Politik.“ Von Dr. Max Fischer. — „Mari Madlen.“ Ein Roman aus der Rhön. Von Leo Weismantel. — „Steigerung der Wehrkraft oder Stillschließung?“ Von Dr. Wilhelm Feil. — „Albalt Stifter.“ Zum 50jährigen Todestag des Dichters. Von Johann Peter.

Die Schaubühne, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nummer 5 ihres vierzehnten Jahrgangs: Die Diskussion des Friedens, von Germanicus Theodor Wolff, von Johannes Fischart. Alexandrinerium, von Egon Friedell. Die rote Zeit, von Paul Sabiani. Ennus Leisner, von Julius Bab. Kinder der Freude, von Alfred Polgar. Nar in der Provinz, von Lucy von Jacobi. Drei Aufführungen, von S. J. Bulgarische Lyrik. Ergebnisse, von Alfred Grünwald. Sozialwirtschaft, von Dorarius. Antworten.

Wortspielrätsel.

Es sind 10 Wörter zu suchen von der Bedeutung unter a. Von jedem ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort zu bilden von der Bedeutung unter b. Die hierbei neu eingesetzten Buchstaben müssen im Zusammenhang ein kleines munteres Boglein benennen.

- | | | | |
|-----|--------------------|---|---------------------|
| | a | | b |
| 1. | Werkzeug | — | Fahrzeug. |
| 2. | Haustier | — | Körperteil. |
| 3. | Teil des Schiffes | — | Stück Land. |
| 4. | Abibilischer Name | — | Fahrzeug. |
| 5. | Maß | — | Singvogel. |
| 6. | Kleidungsstück | — | Vertrag. |
| 7. | Weiblicher Vorname | — | Vogel. |
| 8. | Körperteil | — | Werkzeug. |
| 9. | Teil des Gesichts | — | Widerliches Insekt. |
| 10. | Pflanzenteil | — | Schuwaffe. |

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Diamanträfels in voriger Nummer:

	K	
	R	a
	B	i
	B	a
	K	a
	H	a
	H	a
	R	e
	I	